

Aufklärung auf asiatisch

Religionsfreiheit in Indien

VON MICHAEL GREGORY

Für Papst Franziskus reihte sich der Termin in die lange Liste der Begegnungen mit Staatschefs aus aller Herren Länder. Für den Premier der zweitgrößten Nation der Erde war es dagegen ein Treffen, das es in sich hatte. Schließlich galt es, eine der eher seltenen Gelegenheiten zu nutzen, Indien auf internationaler Bühne Glanz zu verleihen.

Wohl um dem Eindruck entgegenzuwirken, bei der Visite am vergangenen Samstag im Vatikan handele es sich um nicht mehr als einen Akt der Höflichkeit, lud Ministerpräsident Narendra Modi Franziskus zum Gegenbesuch nach Indien ein. Manches spricht dafür, dass er zusagt (nachdem Indiens Bischöfe ihm bereits vor längerer Zeit gebeten hatten, Gast auf dem Subkontinent zu sein). Denn etliche Fragen warten auf Klärung. Zunächst: die Situation der christlichen Minderheit Indiens. Sie bildet rund 2,3 Prozent der 1,3 Milliarden Einwohner. In der Volksreligion Hinduismus mit ihrem die Menschen kategorisierenden Kastensystem und vielgestaltigen, nicht zuletzt auf Opferkult setzenden Götterglauben haben es Christen oft schwer (ähnlich wie indische Muslime). Premier Modi jedenfalls setzte nach dem Treffen mit Franziskus zum Münzwurf am Trevibrunnen an (im Rahmen des G 20-Gipfels).

Indes wächst die Ungeduld unter den Bürgern seines Landes. So verlangte der Erzbischof von Bhopal im zentralindischen Bundesstaat Madhya Pradesh, Leo Cornelio, in einem Brief an Modi „wirksame Schritte“ zur Eindämmung von Gewalt gegen Christen. Im Süden Indiens forderte Erzbischof Peter Machado von Bangalore die Regierung des Bundesstaates Karnataka zum Verzicht auf das geplante Gesetz gegen Religionsübertritte auf.

Dies geschah nur wenige Tage nach der Veröffentlichung eines Untersuchungsberichts über einen sprunghaften Anstieg von Verfolgung und Gewalt gegen Christen in diesem Jahr. Christen seien in 21 der 28 Bundesstaaten Verfolgung durch hindunationalistische Gruppen ausgesetzt, heißt es in dem von den Bürgerrechtsorganisationen „Association for the Protection of Civil Rights“ (APCR) und „United Against Hate and United Christian Forum“ (UCF) veröffentlichten Bericht.

All das heißt sich mit Modis Plan, sein Land global noch stärker als attraktiven Wirtschaftsstandort und Alternative zu China zu präsentieren. Zugleich wirft es Fragen auf, die sich an die Gesellschaft insgesamt richten – im Vielvölkerstaat Indien, aber auch in anderen Ländern Asiens mit Dominanz bei einer der (süd-)asiatischen Volksreligionen. Ins Auge sticht vor allem die Lage in Myanmar, einem Land mit buddhistischer Bevölkerungsmehrheit (rund 76 Prozent). Ähnlich wie in Indien treffen hier zwei Faktoren aufeinander: eine oft überhebliche, politisch aufgeladene Interpretation von Religion und Glauben sowie extremer Nationalismus (in Myanmar repräsentiert durch die Militärgunta, in Indien von Modis hinduistisch-nationalistischer Regierungspartei BJP).

In Myanmar ist es die überwegend muslimische Volksgruppe der Rohingya, die Menschenrechtsverletzungen erlitten. Aber auch Christen leiden (rund acht Prozent der Bevölkerung). Die Prozesse der Radikalisierung verlaufen ähnlich wie in Indien. Wie der Erzbischof von Myanmars Hauptstadt Rangung, Charles Maung Kardinal Bo, sagt, werden sie von „religiösen Extremisten“ und „einem Teil der religiösen Elite“ missbraucht, um Hass zu streuen und die mehrheitlich buddhistische Bevölkerung aufzuwiegeln. Fest steht: Menschen leiden unter verkrusteten Strukturen zwischen Staat und Religion sowie lokalen „Zwangsehen“ zwischen Ethnien und einer bestimmten Religion, die manche ausgrenzen. Nicht ohne Grund fordern nun manche Beobachter, dass nun eine „Aufklärung auf asiatisch“ einsetzen müsse.

Siehe auch Seite 1



Proteste gegen die angestiegenen Benzinpreise: Zwei Männer posieren für ein Selfie vor brennenden Reifen, die eine Hauptstraße in Beirut blockieren. Foto: dpa

Der Libanon leidet

Ein Erlebnisbericht aus dem Libanon, einem Staat am Abgrund VON STEFAN MAIER

Als ich Mitte Oktober erstmals nach einer längeren, durch die Pandemie erzwungenen Pause wieder in den Libanon aufbrach, wusste ich nicht, was mich dort erwarten würde. Ich habe das kleine Land an der Ostküste des Mittelmeeres im Rahmen meiner humanitären Tätigkeit (zunächst für das Österreichische Jugendrotkreuz, dann als Nahostkoordinator der Caritas Österreich und seit 2019 für die Initiative Christlicher Orient/ICO) in den vergangenen drei Jahrzehnten fast 150 Mal besucht, zuletzt im Februar 2020, unmittelbar vor Beginn der Pandemie, sodass mir das Land fast zur zweiten Heimat wurde. Alle Partner und Freunde, mit denen ich während der vergangenen zwanzig Monate per WhatsApp kommunizierte, hatten mich darauf vorbereitet, dass ich das Land kaum wiedererkennen würde.

Die aktuelle Wirtschafts- und Bankenkrise – laut der Weltbank eine der weltweit schlimmsten Wirtschaftskrisen seit Mitte des 19. Jahrhunderts – habe drastische Auswirkungen auf das Land und seine Bewohner. Laut den Vereinten Nationen leben mittlerweile vier von fünf Libanesen unter der Armutsgrenze. Seit ich plante, wieder in den Libanon zu reisen, wurde ich von unzähligen Bekannten aus dem Libanon mit Anfragen bombardiert: Ob ich dieses oder jenes Medikament mitbringen könne, da es im Land nicht mehr erhältlich sei (ich trat meine Reise mit 35 Kilo gespendeter Medikamente im Gepäck an), und ob man mich treffen könne, um abzuklären, ob eine Auswanderung nach Europa möglich sei und ich dabei behilflich sein könnte. Da dies natürlich nicht der Fall ist, musste ich solche Anfragen leider ablehnen.

Am Flugplatz wurde ich von einer Projektpartnerin in Empfang genommen. Die nächtliche Fahrt durch die Hauptstadt Beirut und weiter bis hinauf zu meinem Quartier im Haus St. Josef der Barmherzigen Schwestern in Ajeltoun, einer Ortschaft im Libanongebirge, 30 Kilometer nördlich von Beirut, ist beklemmend. Früher war Beirut auch zu später Stunde hell erleuchtet, das Leben pulsierte fast rund um die Uhr. Nun liegen ganze Stadtteile – besonders im christlichen Ostteil Beiruts – und viele Ortschaften völlig im Dunkeln. Auch der Frühschnee selbst in der Nacht regt Verkehr nicht. Meine Begleiterin berichtet, dass es von staatlicher Seite nur noch ein bis zwei Stunden Strom am Tag gebe, dass sich wegen der Wirtschaftskrise viele Menschen die seit langem üblichen Abonnements für private Notstromgeneratoren nicht mehr leisten können. Fast alle Tankstellen sind geschlossen. Ebenso unzählige Restaurants und Geschäfte, auch von bekannten Marken.

Die gegenwärtige Wirtschaftskrise habe den Lebensstil im Land komplett verändert, erzählt meine Begleiterin. Die Libanesen galten als überaus gesellig. Es war früher an der Tagesordnung, Angehörige, Freunde oder Bekannte zu besuchen oder selbst Besucher zu empfangen. Nun aber würden die

Menschen kaum noch ausgehen oder jemanden einladen, da man aus Geldmangel nicht wisse, was man als Geschenk mitbringen und was man Gästen anbieten sollte.

Gedanklich stellte ich mich darauf ein, mein Gepäck bei Kerzenlicht auszuräumen. Aber in dieser Hinsicht war ich im Vergleich zu großen Teilen der libanesischen Bevölkerung privilegiert: Dank einer Photovoltaik-Anlage auf dem Dach des Hauses St. Josef, von großen Batterien zum Speichern des Stroms und eines Notstrom-Generators (für den die ICO den Treibstoff finanziert), gab es in meinem Zimmer immer Licht und warmes Wasser. Das ist wegen der Kinder im Internat auch nötig. Aufgrund der extremen Teuerungen bei Lebensmitteln und praktisch allen Bedarfsgütern des täglichen Lebens, und der ausbleibenden Unterstützung durch die Regierung – die staatlichen Subventionen für das Internat sind seit drei Jahren ausständig –, musste die Zahl der internen Kinder von mehr als 65 im Vorjahr auf aktuell nur noch 28 reduziert werden. Mehr können angesichts der exorbitant hohen Preise und unzureichender Mittel einfach nicht verpflegt und versorgt werden, wie mir Internatsleiterin Mary Ghia versichert. Der Schulbetrieb wäre ohne die Unterstützung durch die ICO und andere kirchliche Partnerorganisationen in Form von Bildungspatenschaften oder auf Projektbasis kaum durchzuführen. Für die nahe Zukunft angedacht wird nun sogar eine Schulspeisung, deren Finanzierung man sich von der ICO erhofft. Inzwischen nimmt man an, dass jedes dritte Kind im Libanon abends hungrig zu Bett geht.

Lange vor meiner Ankunft hatte man Treibstoff gehortet, sogar flaschenweise gekauft, damit ich mich bei meinem Besuch fortbewegen kann.

Es hatte schon Perioden gegeben, in denen überhaupt kein Treibstoff verfügbar und alle Tankstellen geschlossen waren. Sobald einige wieder öffneten, bildeten sich sofort lange Schlangen. Manche Libanesen stellen sich um zwei oder drei Uhr morgens in der Schlange an, um Stunden später Treibstoff zu bekommen – oder manchmal auch nicht. Geschäftstüchtig wie die Libanesen sind, überrascht es mich nicht, zu hören, dass es Leute gab, die sich anstellten, um dann den Platz in der Schlange teuer weiterzuverkaufen. Einmal während meines Aufenthalts wird ein Angestellter des Hauses zur Tankstelle geschickt, um aufzutanken, als es gerade einmal wieder Treibstoff gibt. Die Rechnung beträgt 900 000 libanesisches Pfund, etwa so viel wie der Monatsverdienst dieses Angestellten.

Während man früher für jede Fahrt zu einem Termin in der Hauptstadt wegen der alltäglichen Staus und ständig verstopfter Straßen viel Zeit einplanen musste, erreicht man in diesen Tagen jeden Punkt der Stadt in kürzester Zeit. Das Verkehrsaufkommen hat drastisch abgenommen, da für viele Autofahren einfach unerschwinglich geworden ist – in einem Land, in dem es so gut wie keine öffentlichen Verkehrsmittel gibt. So

sieht man heute erstmals viele Leute, die zu Fuß irgendwohin unterwegs sind, in einem Land, dessen Bewohner früher dafür bekannt waren, dass sie selbst den Weg zur Bäckerei um die Ecke mit dem Auto zurücklegten. Bei der Fahrt durch Beirut sieht man immer noch viele eingestürzte Gebäude, deren Renovierung nach den verheerenden Schäden der Explosionskatastrophe vom 4. August 2020 noch nicht abgeschlossen ist. Das völlig zerstörte riesige Getreidesilo im Hafen von Beirut ist immer noch das traurige Mahnmal an diese schreckliche Katastrophe, die mindestens 207 Menschen das Leben kostete. Darunter auch Schwester Sophie, eine mir persönlich bekannte, aus dem Iran stammende Barmherzige Schwester. Etwa 6 500 Menschen wurden verletzt, fast 300 000 obdachlos. 20 Prozent der Fläche dieser Millionenstadt wurden binnen Sekunden in eine Trümmervüste verwandelt. Auch viele Krankenhäuser und Schulen waren damals betroffen. Ihre Reparatur oder ihr Wiederaufbau konnte aus Geldmangel vielfach noch immer nicht vollständig abgeschlossen werden. Umso mehr freut mich der Besuch im Kinderheim St. Charles der Barmherzigen Schwestern mit angeschlossener Schule für über 600 Kinder im Christenviertel Achrafieh, dessen vollständige Reparatur die ICO im Vorjahr als österreichisches Leuchtturmprojekt erfolgreich realisieren konnte.

Besonders schockierend ist für mich, erstmals Menschen aller Altersgruppen – Kinder wie ältere Menschen – zu sehen, die in Abfallcontainern nach Verwertbarem suchen. Das seien nicht alles syrische Flücht-

linge, sondern auch bedürftige Libanesen, sagt man mir. Angesichts dieser Eindrücke versteht man die Bedeutung von Projekten, wie jenes des maronitischen Priesters Hany Tawk, der sich selbst als „Priester der Straße“ bezeichnet. Nach der verheerenden Explosionskatastrophe in der libanesischen Hauptstadt war es ihm ein persönliches Anliegen, jenen Menschen zu helfen, die durch die Katastrophe obdachlos geworden waren. So begann er zusammen mit seiner Frau – zunächst noch bei sich zu Hause –, täglich 60 warme Mahlzeiten zuzubereiten und an die Opfer der Katastrophe zu verteilen. Später „okkupierte“ er eine leer stehende Lagerhalle in der Nähe des Explosionsortes, scharte Freiwillige um sich und legte so den Grundstein für die „Cuisine de Marie“, eine Suppenküche, die inzwischen täglich bis zu 850 warme Mahlzeiten verteilt. Jeder kann ohne Anmeldung hierher kommen, gleich ob Libanese, Migrant oder Flüchtling, ob Christ oder Muslim. Den Menschen, vor allem der jüngeren und gut ausgebildeten Generation, fehlen die Zukunftsperspektiven in diesem Land am Abgrund, wo man nie weiß, welche Katastrophen der nächste Tag bringen wird. Die Auswanderung ist deshalb sehr hoch, was natürlich einen gewaltigen Verlust für das Land darstellt. Für jene, die trotz allem an ihrer Heimat festhalten wollen, gilt wohl jeder Satz, den ich auf einer Plakatwand in der Schule St. Josef in Ajeltoun entdeckte: „L'espoir est ce qui nous fait tenir“ – Die Hoffnung hält uns aufrecht.

Der Autor ist Projektkoordinator der Initiative Christlicher Orient (ICO).

Anzeige

Lebensanzeige

Frau Antoinette Adam, geb. Coens

feierte zuletzt ihren 84. Geburtstag. Frau Adam und ihr Ehemann Jakob Christian Adam waren in ihrem Leben auf vielfältige Weise aktiv, vielgeachtet und für andere Menschen da. An dieser Stelle könnte eine Todesanzeige stehen. Wenn ein gelebter Mensch stirbt, ist das Bedauern groß. Die Totenmesse, das Ehrengeleit, Blumen und Nachrufe führen zu einer Großkundgebung der Wertschätzung. Doch solche Ehrung kommt oft zu spät.

Deshalb nutzen Sie die Zeit, um Ihre alten oder kranken Eltern, Verwandten, Nachbarn und Freunde zu besuchen, mit ihnen zu telefonieren oder ihnen zu schreiben! Nutzen Sie die Zeit, Abschied zu nehmen, Dank zu sagen oder sich zu versöhnen, wenn noch etwas offen ist!

Eine Blume, ein Foto, eine Geschichte, das liebevolle Halten der Hand erreicht oft auch den, der in Demenz versunken ist. Manchmal genügt es, einfach nur da zu sein. Frau Adam würde sich sehr darüber freuen!

Im Namen von Antoinette Adam



Seit dem 12. November 1981 lebt Frau Adam in Gottes Ewigkeit. Die nach ihrem Ehemann benannte Stiftung fördert das Seniorenhaus St. Josef in Meckenheim, in dem viele an Demenz erkrankte Menschen in Würde ein Zuhause finden.

Wenn Sie unser Anliegen teilen, besuchen Sie bitte einen alten, einsamen Menschen! Sie können unsere Stiftungsarbeit unterstützen: DE14 3706 0193 0014 0920 30 (IBAN) oder Kontakt mit uns aufnehmen: Tel. 0176 1000 5107 (C. Konopka), www.jca-stiftung.de gibt weitere Infos.